

In: Hamburger Abendblatt, 12./13. Januar 2002

Besuch bei den Dominikanern

Ein Kloster mitten in Hamburg: St. Johannis in der Weidestraße. Acht Männer haben sich hier dem Glauben verschrieben und ihr Leben Gott geweiht. Wie wird man Ordensmann? Gibt es auch Momente des Zweifels? Alltag mit Andacht und Internet. Von Frank Schlatermund

Der aufdämmernde Tag lässt die kobaltblauen Fenster St. Sophiens an der Weidestraße leuchten, als Pater Karl Meyer die Frühmesse hält. Das lila Messgewand hat der 63-jährige Dominikaner über seinen weißen Habit gezogen, und nur die hinten über den seidenen Stoff fallende Kapuze weist darauf hin, dass er Ordensmann ist. Zur selben Zeit bereiten sich seine Mitbrüder im Kloster nebenan auf das Morgengebet vor. Sie hüllen sich in ihre Ordensgewänder, und gleich, wenn Pater Karl die Kommunion ausgeteilt, das Schlussgebet gesprochen und die Gemeinde entlassen hat, werden sie sich zu ihm in die Kirche begeben. Zusammen werden sie das Lob Gottes singen und seinen Segen für den beginnenden Tag erbitten.

Nachdem Geist und Seele gestärkt sind, stehen weltliche Freuden an: Kaffee und Frühstück. Und die Tageszeitung. „Ich brauche das, um wach zu werden“, sagt der 30-jährige Pater Albert Seul, schmiert sein Marmeladenbrot und wirft einen Blick in die FAZ. „Außerdem können wir in der Zeit, die wir beisammen sitzen, einiges besprechen.“ Ein Leben, wie es zum Beispiel die Kartäuser führen, ist den Dominikanern fremd: Weder ernähren sie sich von Wasser und Brot, noch herrscht bei ihnen ewiges Schweigen. Im Gegenteil, sie suchen Gesellschaft und den Dialog. Wenn ein Witz gut ist, lachen sie herzlich. Sie geißeln sich nicht, sie schlafen nicht in ihren Särgen und ebenso wenig graben sie täglich zehn Minuten an ihrer Gruft, wie es Legenden über die Trappisten zu berichten wissen. Und ihre Gespräche kreisen nicht nur um Gott, die Bibel und um Jesus Christus, sondern es interessieren sie auch die Fußballergebnisse vom Sonntag und das Kinoprogramm der nächsten Woche. „Wenn ich meinem Auftrag gerecht werden will, muss ich wissen, was draußen vorgeht und was die Menschen beschäftigt“, sagt Pater Albert. „Das bekomme ich nur mit, indem ich mich vor die Tür begeben, indem ich Zeitung lese, Radio höre oder den Fernseher einschalte.“

Und was den Patres vor der Klosterpforte entgeht, erfahren sie per Mausklick aus dem World Wide Web. Längst hat der Computer Einzug in ihre Studierstuben gehalten. „Eigentlich“, erzählt Pater Karl, der Prior des Klosters, „wollte ich gar nicht erst damit anfangen. Aber ohne Computer und ohne Anschluss ans Internet wäre ich inzwischen aufgeschmissen.“ Er ist nicht

nur für seine sieben Mitbrüder im Haus verantwortlich, sondern er ist auch der geistliche Begleiter der hauptamtlichen Laien im pastoralen Dienst sowie Leiter der Katholischen Glaubensinformation.

Seit 1962 ist der Dominikanerorden – auch „Ordo Praedicatorum“ oder „Predigerorden“ – für die Gemeinde St. Sophien in Hamburg-Barmbek verantwortlich. 1966 hat er hinter der neugotischen Kirche ein Kloster errichtet: ein roter, zweigeschossiger Backstein-Rundbau mit Flachdach, der sich unauffällig an das Gotteshaus schmiegt. Wie das mittelalterliche Dominikanerkloster am heutigen Rathausmarkt, das im Zuge der Reformation seine Pforten schließen musste, trägt es den Namen St. Johannis – nach Johannes dem Täufer und Johannes dem Evangelisten. „Wir sind bemüht, die Erinnerung an unser Vorgängerkloster nicht verblassen zu lassen“, sagt Pater Albert, der als Kaplan von St. Sophien für die Gemeinde zuständig ist. Er zeigt auf einen Kupferstich, der den alten Konvent um 1237 darstellt und der neben dem Eingang zur Kapelle hängt. „Wenn ich über den Rathausplatz gehe, spreche ich sogar immer ein stilles Gebet für die verstorbenen Mitbrüder, deren Gebeine irgendwo dort liegen.“

Drei gemeinsame Gebetszeiten gibt es für die Dominikaner täglich: Laudes, Mittagsgebet und die Vesper. Auch die Eucharistie feiern sie nach Möglichkeit jeden Tag zusammen. Doch Priester sind Mangelware, die Patres verteilen sich auf die Kirchen der ganzen Stadt, um ihre weltlichen Kollegen zu unterstützen – und das Kirchenrecht gestattet ihnen nicht mehr als eine Messe am Tag. Nur am Samstagmittag treten sie in voller Besetzung in der Kapelle an – zur Konventmesse. Im Anschluss daran: Mittagessen und Rekreation, die Zeit der Erholung und des persönlichen Gesprächs.

Klosterromantik, wie sie Umberto Ecos Bestseller „Der Name der Rose“ (darf neben Kirchengeschichte und Dogmatik in der Klosterbibliothek natürlich nicht fehlen) und Fred Zinnemanns Filmklassiker „Geschichte einer Nonne“ mit Audrey Hepburn aus dem Jahr 1959 heraufbeschwören, lässt St. Johannis vermissen. Nur die langen Flure mit ihren schmalen Fenstern lassen Freunde gotischer Kreuzgänge zumindest ansatzweise auf ihre Kosten kommen.

In der Zeit nach dem Frühstück kehrt Ruhe ein: Pater Cletus Wingen, 59, der sich als Pfarrer wie Pater Albert der Gemeinde widmet, entschwindet zu einer Beerdigung. Der 63-jährige Pater Alfred Woltmann, der als Prokurator für die Finanzen zuständig ist und bis vor Kurzem noch Managerkurse gegeben hat, macht sich über seine Bilanzen her. Und der geistliche Schriftsteller Pater Rudolf Stertenbrink, Jahrgang 1938, widmet sich Goethe: „Um ein Buch schreiben zu können, muss ich 100 Bücher gelesen haben.“

Nur Maria Fechner ist zu sehen, die sich mit ihrem Wischmopp auf der Treppe zu schaffen macht. Früher sei sie bei den Dominikanern auf dem Internat gewesen, erzählt sie, seit elf Jahren arbeite sie für den Orden. Auch Erika Schmalzbauer, die im Haushaltsraum mit der Bügelwäsche kämpft, ist seit über zehn Jahren für das Kloster tätig. Die indonesische Köchin, Anne Poerbohadi, ist seit fünf Jahren dabei. Nicht in allen Dominikanerklöstern gibt es Haushaltshilfen, doch in Hamburg legen die Ordensleute Wert darauf. „Uns würde mit Hausarbeit zu viel Zeit verloren gehen“, sagt Pater Karl, „und Zeit ist bei uns knapp. Zudem schaffen wir drei Arbeitsplätze.“

Um 12.15 läutet der Prior die Glocke an der Kapelle, und aus allen Richtungen kommen seine Mitbrüder herangeeilt, den Habit übergeworfen, das Brevier in der Hand: Mittagsgebet. Eine Viertelstunde preisen sie den Herrn, bevor Mittagessen und Siesta rufen. Um 14.30 pflegt Pater Albert das persönliche Gebet, nutzt die Zeit, „mit Gott allein zu sein“. Ob er schon an seiner Berufung gezweifelt habe? „Das ist normal“, antwortet er. „Ich vergleiche das Ordensleben mit der Ehe. Ich bin nicht beziehungslos, sondern ich habe eine Beziehung mit Gott. Und wie in jeder anderen Partnerschaft auch, gibt es Zeiten und Phasen, in denen ich mich frage: Ist es richtig, was ich mache? Bringt mich das an ein gutes Ende?“ Angst, etwas zu verpassen, nur weil er ins Kloster gegangen ist, hat er nie gehabt. Auch Pater Karl ist sich sicher, den richtigen Weg gegangen zu sein. Materielle Dinge, sagt er, hätten für ihn nie eine Rolle gespielt. „Besitz ist nicht wichtig“, konstatiert Pater Rudolf, der seit 43 Jahren im Orden ist, lapidar. Er gibt dem Kirchenlied „Wir sind nur Gast auf Erden“ Recht: „Wir können munter zu Hause auf dem Sofa sitzen, und eine Stunde später liegen wir in der Leichenhalle.“

Auf der Treppe ins Obergeschoss werden die Bewohner des Konvents an die Grundsätze ihres Ordens erinnert: „In pace continui, in studio assidui, in praedicatione ferventes“ – in beständigem Frieden leben, unablässig beim Studium verweilen und begeistert bei der Predigt sein. Dort, wo das Schild „I love Köln“ am Türrahmen klebt, ist Pater Alberts Reich – aus der Begeisterung für seine Heimatstadt und für den 1. FC Köln macht er keinen Hehl. Das Zimmer mit Blick auf Kirche und Garten im Innenhof ist geräumig, das Mobiliar zweckmäßig. „Ich habe, was ich brauche, es fehlt mir an nichts.“ Dass er mit seinen 30 Jahren der jüngste Bewohner von St. Johannis ist, das Durchschnittsalter seiner Mitbrüder liegt bei Mitte 60, ist für ihn eine Herausforderung: „Zum Ordensleben gehört auch, sich als junger Mensch in eine Gemeinschaft mit Älteren einfügen zu können.“ Das Bedürfnis nach spiritueller Gemeinschaft hat ihn vor neun Jahren ins Kloster geführt. Es ist, berichtet er, ein langer Prozess des Nachdenkens und Ringens, des Zweifelns und des Entscheidens gewesen, den der frühe Tod seines Vaters maßgeblich beeinflusst hat.

Und Pater Cletus erinnert sich, wie er als 16-Jähriger eine Vesper in der Zisterzienserabtei Marienstatt im Westerwald miterlebt hat. In dem Moment, als die singenden Mönche an ihm vorbeizogen, war es um ihn geschehen: „Das ist die Initialzündung gewesen.“ „Jeder hat seine eigene Lebensgeschichte“, erklärt Pater Albert. „Jeder hat einen anderen Grund, ins Kloster zu gehen. Oft ist es die Herausforderung, ein Leben zu führen, wie es die Gesellschaft normalerweise nicht bietet.“ Pater Karl, der dem Dominikanerorden seit 1957 angehört, sieht den Grund für einen Klostereintritt im Wunsch, sich intensiver um Gott und um die Menschen kümmern zu können. „Wer verheiratet ist und Familie hat, dem fehlt manchmal die Zeit dafür.“

Allerdings: Die Berufungen gehen Jahr für Jahr deutlich zurück. Pater Wolfgang Schumacher aber, der Generalsekretär der „Vereinigung Deutscher Ordensobere“, ist die ewige Schwarzmalerei leid. „Es ist doch eine Botschaft, dass es über 5.000 Ordensmänner in Deutschland gibt“, wettet er. „Warum schreibt das nie einer?“ Die Gründe für die Rückgänge liegen für ihn auf der Hand: weniger Geburten, vortschreitende Entchristlichung der Gesellschaft. „Wo sollen denn da die Leute noch herkommen?“ Pater Albert möchte ebenfalls nicht pessimistisch sein: „Ich sage immer, das Glas ist halb voll und nicht halb leer. Und wenn ich in die Welt schaue, sehe ich auch positive Zeichen. Wir werden zwar weniger, aber wir bleiben bestehen.“

Kasten 1: Klöster in Hamburg

Vom Mittelalter bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts prägten drei große Klöster das religiöse Leben in Hamburg. Das Erste, um das Jahr 1227 von Graf Adolf IV. von Schauenburg und Holstein gestiftet, war ein Franziskanerkonvent. Das nach der heiligen Maria Magdalena benannte Gebäude stand auf dem Platz der heutigen Börse. Die Dominikaner Borchard und Otto von Meding errichteten 1237 das Kloster St. Johannis auf dem heutigen Rathausmarkt. Heilwig, die Frau von Graf Adolf, stiftete um 1245 den Zisterzienserinnen das Kloster „Herwardeshude“ im heutigen Harvestehude. Die Reformation bedeutete für alle drei Klöster das Ende. Heute bestehen in und um Hamburg sieben Männer- und 13 Frauenordensniederlassungen. Ein Kloster im herkömmlichen Sinne besitzen aber nur die Dominikaner an der Weidestraße in Barmbek.

Kasten 2: Orden in Deutschland

Es gibt in Deutschland 59 verschiedene Männerordensgemeinschaften in 579 klösterlichen Niederlassungen und 350 Frauenorden in 3.000 Konventen. Bei den Ordensmännern sind 55,2 Prozent jünger als 65 Jahre und 44,8 Prozent älter. Bei den Ordensfrauen sind dagegen nur 33,4 Prozent jünger als 65, zwei Drittel sind älter. Die Zahl der Ordensmänner ging von

1999 bis 2000 um 199 zurück, von 5.775 auf 5.576; die der Ordensfrauen um 1.111, von 33.699 auf 32.588. Auch die Zahl der Novizinnen und Novizen sinkt kontinuierlich. Die Neuzugänge in den Klöstern wiegen die Sterbefälle nicht auf. Obwohl sich die Klöster als spirituelle Zentren für gestresste Laien öffnen, mussten manche schon schließen und traditionelle Aufgaben einschränken.